

Japanisches Ethos

Von Johann B. Kraus S. J.

Seit im Jahre 1869 der junge japanische Kaiser Meiji die Losung ausgab: „Nützliche Kenntnisse der Außenwelt sollen eingeführt, und auf diese Weise soll die Grundlage des Reiches erweitert werden.... Zögert nicht, alte Gebräuche abzulegen, schätzt jeden Fortschritt und seid nicht langsam, ihn zu verwirklichen! Schenket unsern Worten die gebührende Aufmerksamkeit“ — seit jener folgenschweren Parole fluten Europas und Amerikas technische und geistige Strömungen wahl- und ziellos in das aufnahmebereite Becken, in dem es wirbelt und strudelt, als ob nie wieder Ruhe und Gleichgewicht wiederkehren könnten.

Japans großes Kulturproblem bleibt, zwischen all den hin- und herziehenden Kräften den geistigen Ausgleich zu finden. Leidet schon Europa schwer unter der Zerrissenheit, die das Kräftespiel von östlichen und westlichen, romanischen und germanischen, amerikanischen und osteuropäischen Einflüssen mit sich bringt, so verstärken sich all diese gleichgewichtsstörenden Wirkungen in Japan, das ja noch immer und stets unter der einen polaren Spannung von Osten und Westen, Europa und Asien, steht. Mehr als anderswo überschneiden sich hier die Kraftfelder, und das Bibelwort von den „sieben Zeiten“, die über den Menschen dahinziehen, darf hier unbedenklich auf „siebzig mal sieben“ ausgedehnt werden.

Allerdings darf das nicht zur Annahme verleiten, als ob der japanische Mensch dadurch in geistige Not und tiefe Seelenkämpfe versetzt würde. Der Durchschnittsjapaner scheint auch auf dem Gebiet des Geisteslebens ein gut Stück der Gelassenheit und ruhigen Haltung ererbt zu haben, die ihm auf dem Schlachtfeld und im Kampf mit den Taifunen und Erdbeben so gut zustatten kommen. Immer wird ja die geistige Eigenart eines Volkes Aufnahme und Ausscheidung von fremden Kulturelementen wesentlich bestimmen. Ein kurzer Umriß der religiösen und sittlichen Geistesverfassung des Japaners wird also das Verständnis seiner gegenwärtigen Auseinandersetzung mit der westlichen Kultur und Unkultur erleichtern.

Dreizehn Jahrhunderte buddhistischer Geistesformung haben einen Rhythmus geschaffen, der sich nicht in ein paar Jahrzehnten umbiegen läßt. Am wenigsten durch die so unrhythmischen, zwiespältigen, unfertigen Bewegungen, die wir hier in Japan aus Europa immer wieder anrollen sehen. Wie könnte eine so zerrissene, zerstückelte Philosophie, in der Theorie gegen Theorie steht, eine in so viele sich befehdende Sekten gespaltene Religion, wie das Christentum hier dem Beobachter erscheinen muß, eine so armselige Haltung, wie sie sich dem Japaner in Kino, Theater, Lektüre, lebendigem Beispiel vieler Europäer darbietet, wirksam aufgenommen gegen die kosmisch-mystische Gelassenheit und einheitlich harmonische Seelenstimmung des asiatischen Menschen! Die universalistische Welt der Summa eines Thomas von Aquin, sinnbildlich dargestellt in den mittelalterlichen Kathedralen, mit ihrer wunderbaren Durchsichtigkeit der

Gliederung und Harmonie, in der die Religion das ganze persönliche und öffentliche Leben durchdrang, könnte wohl diese Menschen noch bewegen. Gewiß darf der starke Missionserfolg der katholischen Glaubensboten des 16. Jahrhunderts großenteils durch die Zugkraft ihrer geschlossenen Weltanschauung erklärt werden, die sie ohne viel störendes Gegenspiel lehren und vorleben konnten.

So wenig heute die einzelnen Japaner berührt sein mögen von den buddhistischen Spekulationen über den „Mittelweg der acht Negationen“, über die 52 Stufen, auf denen die Buddhawerdung erreicht wird, über die „zehn Herzenszustände“, über „das große und kleine Fahrzeug“ usw. — keiner kann sich dem geistigen Klima entziehen, das diese Ideenwelt mit ihrer jede Logik entwaffnenden, Leidenschaftlichkeit als Grundübel verdammenden, Quietismus und Beschaulichkeit fördernden Alleins- und Vergänglichkeitslehre und ihrer gewaltigen Ursehnsucht nach Erlösung von aller Gebundenheit des Geistes und Körpers erzeugt hat. Der auf der Lotusblume sitzende lächelnde Buddha, dessen Kolossalstatue die Touristen in Kamakura und Nara gebührend anstauen, spiegelt in seiner verklärten Ruhe ein dem Abendländer kaum deutbares Wesensmerkmal auch der modernen japanischen Seele wider, das manche überraschende Gegenwirkung in der Aufnahme europäischen Kulturgutes erklärt. Seitdem Asien für die Asiaten und Einigung der gelben Rasse als japanisches Ziel gelten, kommt dem Buddhismus als der asiatischen Kulturbrücke eine erhöhte Bedeutung zu.

Tiefe Züge hat sodann die konfuzianische Ethik dem japanischen Geiste eingegraben, die seit dem 16. Jahrhundert offizielle Staatsethik war und von den Tokugawa-Shogunen als das klassische Volkserziehungssystem mit allen Mitteln gefördert wurde. Zwar hat sie heute viel von dem strengen Gepräge verloren, das ehemals dem starren Gesellschaftssystem angepaßt war, aber noch bestimmt sie weitgehend das geistige Antlitz Japans und die Diszipliniertheit der japanischen Seele. Es ist mehr Gesellschaftsethik, Kollektivethik, als individuelle Ethik, und der Familiengedanke ist Anfang, Mitte und Ende dieses Sittengebäudes, in dem der einzelne genau seinen Platz in einem vertikal und horizontal gegliederten Netzwerk von Bindungen angewiesen erhält. Der Staat selbst ist nur die pyramidenförmig aufgebaute Großfamilie, deren Spitze der Kaiser als „Sohn des Himmels“ ist. In dieser mystischen Gemeinschaft von Lebenden und Toten verschwinden die Schranken von Zeit und Raum. Die Jahrhunderte und Jahrtausende vereinigen sich in der Gegenwart wie in einem Brennpunkt, und die Gegenwart selbst ist nur Saat der Zukunft. Der einzelne ist Träger des biologischen und geistigen Erbgutes seiner Vorfahren, aber auch verantwortlicher Lebensträger künftiger Geschlechter, besonders wenn er Haupt einer Familie ist. Aus den überpersönlichen Ordnungen von Familie, Großfamilie, Staatsfamilie ergibt sich auch die Bindung jedes einzelnen gegenüber den Mitmenschen, das Oben und Unten der Beziehungen zwischen Untertan und Herrscher, Sohn und Vater, Frau und Ehemann, jüngeren Geschwistern und älterem Bruder, das Nebeneinander von Freund und Freund.

Es darf nicht überraschen, wenn die Überbetonung der Persönlichkeitswerte durch abendländischen Liberalismus früher oder später in Japan auf eine geschlossene Mauer des Widerstandes stoßen mußte, der sich dann, wie es bei solchen Bewegungen wohl unvermeidlich ist, auch gegen berechtigte und wünschenswerte Formen der persönlichen Wertordnung richtet. Denn das darf wohl ausgesprochen werden, daß die Pflege der Eigenwerte, des Persönlichkeitsideals im fernen Osten noch große Aufgaben vor sich hat, besonders in den breiten Massen des Volkes. Nur zu oft verbringt der einzelne sein Dasein im Dämmerlicht eines Kollektivbewußtseins, ohne je zur vollen Höhe menschlicher Persönlichkeitsentfaltung gelangen zu können.

Noch eines dritten Kraftzentrums muß gedacht werden, will man die Eigenart der Geistesform erfassen, die europäischen Kultureinflüssen aufnehmend bzw. ablehnend gegenübertritt, des Shinto. Die aus dem Shinto erfließenden Richtungs- und Gestaltungskräfte dürfen um so weniger unterschätzt werden, als interessierte Machtgruppen immer wieder die Motive dieser alten Kami-Religion geschickt zur Erfassung der Volksseele ausnützen. Doch wäre es verkehrt, im Shinto nur ein Werkzeug der Regierung und der Priesterschaft zur Unterjochung der breiten Volksschichten zu erblicken. Selbst ein so berufener Mann wie E. Satow, der im „Shinto, wie es Motoori erklärt hat, nur eine Maschine sieht, um das Volk in geistiger Sklaverei zu halten“, schießt da über das Ziel hinaus. Es ist für Abendländer nicht leicht, Shinto zu deuten, schon weil es sich größtenteils rationeller Erfahrung entzieht. Jedenfalls ist es gründlich verfehlt, es mit der besonders früher üblichen oberflächlichen Geste abzutun, es handle sich um ein primitives, jeder sittlichen Idee bares, religionsähnliches Gebilde.

Es geht hier vielmehr um ein Urgeheimnis japanischen Volkstums, gewoben aus Mythos und Geschichte, Symbol und Glauben, Blut und Boden. Die blut- und rassenmäßige Verschmelzung der ursprünglichen Sippen-Großfamilie und ihre religiös-mystische Verklärung — besonders der herrschenden Hauptfamilie „Oyake, der großen Familie“ — durch den Mythos der gemeinsamen Abstammung aus göttlichem Geblüte haben im Shinto eine für die Pflege nationaler Werte ungemein wichtige Ausdrucks- und Kultform gefunden. Von Jahrhundert zu Jahrhundert war der gemeinsame Raum des Inselreiches, auf dem sich die Geschichte der langen Geschlechterfolge abspielte, im Volksbewußtsein das heilige Götterland, Kami no kuni, dessen Lebensmitte und Haupt der sichtbare Kami, der Kaiser, als Abkömmling der großen Sonnengöttin war. „Das ist nur der Fall bei unserem Reiche; dergleichen gibt es in andern Ländern nicht wieder. Darum nennt man unser Reich das göttliche Reich“, so schreibt mit Stolz um die Zeit von Dantes *Divina Commedia* der Klassiker des japanischen Patriotismus, Kitabatake Chikafusa, in seinem als Bibel des Nationalgeistes gefeierten „Jinno-Shotoki“¹.

Die Idee einer göttlichen Auserwählung und einer besondern Welt-sendung der japanischen Nation wurzelt zutiefst in dem Glauben an die

¹ Ins Deutsche übertragen von Dr. H. Böhner. Japanisch-Deutsches Kulturinstitut, Tokio.

göttliche Abstammung des Kaiserhauses und die göttliche Reichsstiftung durch Übertragung der Herrschaft an eben diese eine Dynastie, die als ragendes Wahrzeichen nationaler Einheit und Stärke wie ein unerschütterlicher Fels im brandenden Zeitgewoge steht. Jahrtausendealte Geschichte hat den ursprünglichen Mythos mit Sinn und Wirklichkeit erfüllt und im Shinto-Olymp all die Helden aus alter und neuer Zeit huldigend um die Patriarchen der japanischen Großfamilie, die 123 Kaiser, geschart, dem lebenden Geschlechte ein mächtiger Aufruf, wirksamer als Denkmäler aus Erz und Stein, sich ihrerseits in treuer Gefolgschaft um den regierenden Kaiser, das „erhabene Ende“ dieser bis zum Himmelsgefilde ins Götterzeitalter hinaufreichenden Kette kaiserlicher Ahnen, zu reihen. Die große Ahnmutter, Amaterasu O-mi-kami, die Sonnengottheit, ist Symbol der verschmolzenen Einheit von Glaube, Volk und Reich, ein Mythos, dem gewiß tiefer kosmischer Sinn innewohnt, da die Sonne Heimat und Lebensquell unseres Erdballs ist, mögen auch ethnologisch mutterrechtliche Urgründe mitwirken.

Ist Konfuzianismus die Apotheose der Familie, so ist Shinto die Apotheose von Dynastie und Volk. Die Verschmelzung von beiden, von Familie und Nation, von Chu oder Kaisertreue und Ko oder Kindespietät gegenüber dem Vater, schuf Chuko, die japanische Nationalethik, die in der konfuzianisch durchtränkten Shinto-Ideologie ihr zeitliches und mystisch-sinnbildliches Gewand gefunden hat und im berühmten Erziehungsedikt des Kaisers Meiji vom 30. Oktober 1890, das noch jedes Jahr in den Schulen verlesen wird, als Grundlage der Volksbildung festgelegt wurde.

Diese Nationalethik, kaum rationell deutbar, da weitgehend gefühls- und sozusagen instinktmäßig wirksame Kräfte im Spiele sind, ist als das natürlich gewordene, aus dem Familienleben entsprossene, durch äußere Kultureinflüsse genährte Zusammenfühlen und Zusammenwollen eines durch gemeinsame Blutsbande und Bodenverbundenheit in langer Abgeschlossenheit zusammengewachsenen Volkes zu verstehen. Daß sie noch stark feudalistische Züge aufweist, ist sowohl geschichtlich begründet als aus bewußter Volkserziehungspolitik zu erklären, die vor allem auf Erhaltung des Kaiser- und Familiengedankens und der paternalistischen Beziehungen bis in die Gebiete von Wirtschaft und Industrie hinein abzielt. Der Chauvinismus gewisser Kreise, der engstirnige Banzaipatriotismus, der sich in dünkelfhaften Kraftworten und naivem Japanozentrismus äußert und am liebsten den alten Ruf „Joi“ — „Nieder mit den Barbaren“ wieder aufnahm, um eine neue Absperrung Japans von der Welt herbeizuführen, hat damit wenig zu tun.

Auch die zeitweilig recht hoch gehenden Wellen der neuen „Nippon Seishin“-(Japan-Geist-)Bewegung, die beim Vormarsch in der Mandschurei und beim Austritt Japans aus dem Völkerbund das Land überfluteten und durch die Absperrungsmaßnahmen europäischer Länder gegenüber den billigen japanischen Waren noch höher stiegen, sind nur als Zeiterscheinung zu werten, besonders in der angriffslustigen Form, die dieser Japan-Geist unter der von gewisser Seite mit Nachdruck geförderten Krisen-

stimmung angenommen hatte. Zur Zeit, als der klassisch-würdevolle kaiserliche Erlaß anläßlich des Austritts Japans aus dem Völkerbund die schönen Worte brachte: „Unser Reich beabsichtigt damit keineswegs, im fernen Osten abseits zu stehen oder sich von der Verbrüderung der Völker zu isolieren“, da mochte wohl mancher die Möglichkeit einer Durchführung dieses Grundsatzes bezweifeln. Heute ist jene künstlich gesteigerte Hochflut am Verebben, besonders nach den Entladungen übersteigter Spannungen, ohne daß die Japan eigene, sozusagen natürliche nationale Haltung an Kraft und Geschlossenheit verloren hätte. Die anläßlich des militärischen Gewaltstreiches vom 26. Februar 1936 erlassene kaiserliche Botschaft, die ernste Besorgnis über die von radikalen Kreisen eingeschlagene Richtung zum Ausdruck bringt, wirkte als mächtiger Mahnruf zu Einkehr und maßvoller Zucht. War der bedauerliche Putschversuch ein Mißerfolg, so führte er doch mittelbar zur Vertiefung der nationalen Bewegung und zur Zusammenfassung der nationalen Kräfte.

Diese für den Abendländer etwas rätselhafte Wendung läßt sich nur erklären, wenn man zu den ethischen Tiefen der japanischen Volksseele vordringt. Während der europäische Mensch nach Ideen und logisch zu rechtfertigenden Leitsätzen fragt, folgt der Japaner im Durchschnitt mehr einer nur selten rationell deutbaren inneren Witterung und einem gefühlsmäßigen Naturdrang. Auch sein Denken und Urteilen ist dadurch weitgehend beeinflußt, also familien- und gemeinschaftsbestimmt, um nicht zu sagen kollektivgestaltet. Mit besonderer Wucht wallt das Gemeinschaftswollen dieser rassisch und blutsmäßig, gesellschaftlich und kulturell zusammengewachsenen Volksfamilie auf, wenn äußerer oder innerer Druck auf ihr lastet. Auf jede ernste außenpolitische oder von innen erwachsende Gefahr reagiert das japanische Volk mit einer erstaunlichen inneren Geschlossenheit.

So liberal die Intellektuellen gerichtet sein mochten, die sich von europäischen Modeströmungen fortreißen und durch die Schlagworte „Freiheit, Fortschritt, Selbstbestimmung der Nationen, Kampf gegen Militarismus“ einnehmen ließen, so stand doch die Gesamtheit des Volkes wie ein Mann hinter der Regierung, als infolge des Mandschureivorstosßes außenpolitische Gefahren drohten. Selbst die politischen Morde, die von starker Gärung im Volke zeugten, fanden zum Befremden der Außenstehenden nicht die erwartete Kritik oder nur lauwarne Verurteilung durch die öffentliche Meinung. Sie betrachtete eben wieder gefühlsmäßig solche Gewalttaten wenigstens nachträglich als Auswirkung der nationalen Empörung über die bis in hohe Regierungskreise um sich greifende Korruption und über die Umtriebe und Schliche der auf Kosten des Volkswohles angereicherten Hochfinanz, so daß die Urheber der Gewalttaten als Vollstrecker ursprünglicher Volksgerichtsbarkeit galten.

Die vereinfachenden Deutungen, denen zufolge die nationale Erneuerungsbewegung nur das Werk einer machtlüsternen Soldatengruppe ist, die gegenüber den Bank- und Geschäftskreisen und ihrem Werkzeug, dem Parlament, ihre aus der alten Feudalzeit überkommene Vormachtstellung zu halten und auszuweiten sucht, werden in keiner Weise der Tatsache

gerecht, daß Japan trotz aller verfassungsrechtlichen Anleihen bei der westlichen Demokratie in seinem Wesenskern Soldatenstaat geblieben ist. Auch übersieht jene dem angelsächsischen Schrifttum geläufige Auslegung den starken moralischen Rückhalt, den Armee und Marine im Bewußtsein weitester Volkskreise haben, besonders bei der ländlichen Bevölkerung, die im Militär, das sich ja, die Offiziere eingeschlossen, größtenteils aus dem Lande ergänzt, den Anwalt und Hort sozialer Reform und Gerechtigkeit sieht und sowohl der Industrie als der Verwaltungsbürokratie und dem Parteibonzenium nicht ganz zu unrecht mißtraut. Hatte sie doch bislang die Hauptkosten des industriellen Aufschwunges zu tragen — oder wie ein guter Kenner Japans sich ausdrückt, die Industrie „hochzuhungern“ — und unter geradezu ausbeuterischem Steuerdruck zu leiden. Die berühmte Armeeflugschrift vom Oktober 1934, die im Interesse nationaler Wehrbereitschaft das Volksgewissen aufrief gegen die ungesunde Zusammenballung des Kapitals in wenigen Händen und gegen die Vernachlässigung und Verkümmern so wertvoller Glieder des Volkskörpers wie der Bauern, Fischer und Kleingewerbler, war weitesten Volksschichten aus dem Herzen gesprochen und trug viel zur Popularität der Armee und ihrer Ziele bei.

Japan war ja von jeher ein Volk von Reisbauern, und die religiösen, gesellschaftlichen und sittlichen Ideen und Überlieferungen waren aufs engste mit dem Reisbau und der dem Land eigenen Bodenkultur verwachsen. Die Spannung zwischen Landwirtschaft und Industrie, die seit Jahren wegen der riesenhaften wirtschaftlichen Umstellung die Bauern geradezu in den Untergang treibt, verkoppelt sich heute mit dem noch tiefer wurzelnden Widerspiel zwischen liberal-kapitalistisch-materialistischem Denken einerseits und den patriarchalisch-ethischen Werten und Wertungen anderseits. Außerdem aber stehen hinter diesen Gegensatzpaaren Hochspannungen auf gesellschaftlich-wirtschaftlichem, religiösem, politisch-kulturellem Gebiete, die sich über „Japan zwischen den Zeiten“, einem Japan zwischen Feudalismus und Kapitalismus, zwischen Liberalismus und „Theokratie“, zwischen Toleranz und verstaatlichtem Zwangskultus, seit Jahrzehnten zusammengezogen haben. Die Volksseele ringt nach einem Ausgleich, und die drei Grundkräfte der japanischen Geistesart, das aus dem Buddhismus stammende allumfassende, kompromißbereite Alleinsgefühl, das dem Konfuzianismus eigene zuchtvoll geschlossene Familiengefühl und das im Shinto, der religiösen Verklärung von Dynastie und Nation, wurzelnde Auserwählungs- und Sendungsbewußtsein, haben sich zu einem starken Rhythmus vereinigt, der die Volksseele in einheitliche Schwingungen der Reaktion gegen unstimmmige, fremdartige Kulturelemente versetzt, die sich dem japanischen Volkskörper nicht angleichen können.

Am greifbarsten tritt die Zuspitzung der Gegensätze auf dem Gebiete der Wirtschaft zu Tage. Die Zerklüftung zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern, oder in marxistischer Sprache zwischen Kapitalisten und Proletariern, die das Europa des 20. Jahrhunderts so tief erschütterte, hat gewiß auch in Japan ihr Gegenstück, eher in einem verschärften Grade,

aber die Gegenkräfte sind sich, abgesehen von einer Reihe friedlich ausklingender Streikkundgebungen, noch nicht in offenem Aufmarsch begegnet, schon weil die Arbeiterschaft weder in größerem Maße organisiert ist noch die Möglichkeit zu kollektivem Vorgehen hat. Gewerkschaften sind gesetzlich verboten, und jede Form von Zusammenkünften ist strengstens überwacht. Vor allem aber hat der sowohl in der Großindustrie wie im Mittel- und Kleingewerbe noch vorherrschende und neuerdings wieder besonders gepflegte Paternalismus, eine Fortsetzung des paternalistischen Verhältnisses zwischen Lehensherrschaft und Vasallen, den unvermeidlich erwachsenden Widerständen die Zähne ausgebrochen und die Bildung offener Kampffronten verhütet. Zwar ist dieser Paternalismus ein gemischter Segen, sowohl für die Unternehmer, die über wachsende Soziallasten klagen, als besonders für die Arbeiter, die vielfach kollektiv festgelegte Lohn- und Arbeitsverträge fordern; aber Licht- und Schattenseiten verteilen sich ziemlich ebennmäßig, und das Los des japanischen Arbeiters und der japanischen Arbeiterin, gemessen am landesüblichen Lebensstand des Durchschnittsjapaners, ist keineswegs so bejammernswert, wie der Aufschrei gegen Japans „soziales Dumping“ in gewissen vom japanischen Wettbewerb betroffenen Ländern anzunehmen scheint. Allerdings steigern die starken Rückwanderungen Arbeitsloser in ihre bäuerliche Familie den ohnehin auf der Landwirtschaft lastenden Druck bis zur Unerträglichkeit.

Und damit ist die wunde Stelle des japanischen Wirtschafts- und Gesellschaftskörpers berührt: die Agrarfrage. Tief unter dem Lebensschnitt des Arbeiters liegt die Hungerexistenz des japanischen Bauern, dessen Not geradezu zum Himmel schreit. Fünfundreißig Prozent aller Bauernfamilien haben ein Stücklein Land von weniger als einem halben Hektar, und mehr als zwei Drittel aller Bauern, seien es Pächter oder Besitzer, bebauen weniger als einen Hektar. Man hat das durchschnittliche Höchsteinkommen einer mittelbäuerlichen Familie auf 0,68 Yen (an Kaufkraft etwa 75—80 Pfg.) errechnet. Die Verschuldung der Landwirtschaft beträgt auf Grund verschiedener Schätzungen 8—10 Milliarden Yen — etwa zwei Drittel der nationalen Gesamtschulden —, und sie ist zu ungefähr drei Vierteln mit dem wucherischen Satz von 8—12 Prozent verzinst, was allein einen Schuldendienst von 600 Millionen Yen bei einem Gesamteinkommen von etwa 987 Millionen Yen erfordert. Dazu muß die ausgepreßte Bauernschaft noch jährlich Pachtleistungen in der Höhe von 200 Millionen Yen aufbringen.

Zu alledem kommt das unter den gegebenen Verhältnissen erbarmungslose und volkswirtschaftlich unverständliche Steuersystem, das der Landwirtschaft die Hauptlasten aufbürdet, während mobiles Kapital, Industrie, Handel und Verkehr nur ganz gering belastet werden und viele steuerliche Vorrechte genießen, ganz abgesehen von den reichlichen Staatszuschüssen, die sie erhalten. Während die in der Gruppe von 300 Yen Jahreseinkommen eingerechneten Bauern etwa 35 Prozent ihres Reineinkommens abzuliefern haben, werden Händler, Gewerbetreibende, Fabrikanten derselben Einkommensklasse nur mit 1,5 bis 12,5 Prozent besteuert.

Die katastrophale Lage der hoffnungslos überschuldeten, unter das schon recht niedrige Existenzminimum des Arbeiters herabgedrückten Bauernschaft, die immerhin noch die Hälfte der Bevölkerung ausmacht, ist die große Sorge Japans, der sich die Staatsführer auch bewußt sind, ohne indessen eine Lösung zu finden. Nicht die sogenannten „gefährlichen Gedanken“, zu deren Bekämpfung neben durchgreifenden Schutzgesetzen, Massenverhaftungen und staatlicher Zensur vor allem die Mobilmachung der geistigen nationalen Kräfte durch das sogenannte Showa-Ishin (nationale Wiedergeburt der gegenwärtigen Ära) dienen soll, bilden den eigentlichen Gefahrenherd Japans. Der liegt vielmehr in den schlimmen sozialen Gegensätzen zwischen einer hauchdünnen, aber das ganze Wirtschaftsleben beherrschenden, geldkräftigen Oberschicht und den verarmten breiten Volksschichten. Die seelische Unruhe, aus der oft gerade die Besten im Reiche des Geistes offen oder versteckt marxistischen Ideen hörig wurden und die akademische Jugend sich in Scharen in geheime marxistische Bünde hineindrängte, stammte gewiß auch aus der durch eine wahre Hochflut marxistischer Schriften verseuchten Luft, hatte aber ihren tiefsten Grund in den üblen sozialen Verhältnissen. Materialismus und Liberalismus sind zur Zeit gründlich „außer Mode“ gekommen, aber der soziale Krankheitsherd steckt noch tief im Volkskörper. Falls es nicht gelingt, an Stelle des oligarchischen und monopolistischen Kapitalismus eine dem japanischen Volkstum entsprechendere arteigene Neuordnung der Wirtschaft zu finden und soziale Gerechtigkeit, vor allem aber eine Agrarreform durchzusetzen, die der ländlichen Bevölkerung Kaufkraft verleiht, wird das „Showa Ishin“ nur ein Wunschbild bleiben. Wie im August 1871 dem Kaiser Meiji 259 Lehensfürsten ihre ausgedehnten Besitzungen anboten, damit ein einiges Japan unter dem einen Kaiser stehe, so sollten nun nach dem Willen der Jungoffiziere die Geldbarone und Wirtschaftsmächtigen sich um die „Mitte“ reihen und der Nation opfern, was das Wohl des Ganzen fordert. Das Samuraiprinzip des Selbstopfers wird auf die Wirtschaft mit einer Selbstverständlichkeit angewendet, die den Widerspruch von Sein und Seinsollen durch den altjapanischen Rittergeist zu meistern sucht.

Tatsächlich hat der Grundsatz vom Erstrang der unter der Dynastie geeinten Volksfamilie, der in der japanischen Überlieferung von jeher als unantastbare Lebensregel galt und sich in einem beispiellosen Patriotismus äußerte, durch liberal-individualistische Einbrüche gerade auf dem Wirtschaftsgebiete schwerste Erschütterungen erlitten und damit Grundpfeiler der Nationalethik ins Wanken gebracht. Die Gewaltstrieche gegen die Finanzherren mögen wie ein weithin sichtbares Wetterleuchten die nationale Gefahr offenbaren, ob aber bloßer Rittergeist und Moralerziehung ohne religiöse Grundlage dem Übel steuern können, ist eine Frage, die manche ernstlich denkende Kreise schwer beunruhigt.

Ebenfalls in religiöse und sittliche Urgründe nationalen Seelenlebens reicht der in den letzten Jahren ausgefochtene Streit um die japanische Staatsverfassung, in dessen Mitte Professor Minobe stand, und der mit der amtlichen Erklärung endete, der Kaiser sei nicht, wie Minobe gelehrt

hatte, ein Organ der Staatsgewalt, sondern ihr höchster, letztlich durch den Auftrag der Sonnengöttin an den ersten japanischen Kaiser bestimmter Träger². So sicher dabei militärische Machtfragen mitspielten, ebenso sicher ist für die mythologisch verwurzelte traditionsgebundene Einstellung des Japaners das Staatswesen kein juristischer, sondern ein ethischer Wertbegriff. Jeder Versuch, die Eigenart der japanischen Monarchie anders als durch religiös-sittliche Kategorien zu erklären, erscheint als Entweihung der heiligen Kaiserwürde. Man darf nicht vergessen, daß Japan niemals eine Säkularisation großen Stiles hatte wie Europa. Darum hat sich trotz der äußern weltlich-juristischen Formen der Verfassung der religiös-ethische Kern im Denken und Handeln der Nation erhalten. Die Forderung der Einheit von Politik und nationaler Ethik gilt den Führern der japanischen Erneuerung als der große Vorzug des östlichen Denkens vor dem westlichen, das Sittlichkeit und Politik zu scheiden sucht. Daher wird die innere Kluft zwischen der mythischen und der rationellen Grundhaltung gegenüber der zentralen Staatsautorität noch lange die Geister in Spannung halten. Sie nimmt im politischen Empfinden des Ostens die gleiche Stellung ein wie im Westen die Polarität von Autorität und Freiheit.

Auf gesellschaftlichem Gebiet hat die fortschreitende Zerbröckelung des bäuerlichen Besitzes und die unaufhaltsame Umwandlung Japans in einen Industriestaat auf lange Strecken hin die Grundmauern der nationalen Eigenkultur unterhöhlt, besonders durch Bedrohung des alten Familienwesens, das neben der sehr dünnen Adelsschicht hauptsächlich in den breiten ländlichen Schichten seinen festen Hort hat. Es bedeutet eine ernste Gefahr für das Familienleben, wenn die Bauern durch die Notlage gezwungen sind, ihre Töchter gegen eine Pauschalsumme an die Fabrikheime oder sogar an so zweifelhafte „Unternehmungen“ wie gewisse Vergnügungslokale zu verschachern, mögen auch rührselige Romanschreiber solche Mädchen als Heldinnen der Selbstaufopferung im Dienste der Familie feiern. Ende 1934 zählte man 73 430 Geisha, 50 461 öffentlich Prostituierte (Shogi), 112 736 Aufwärterinnen (Shakufu) und 95 075 Cafémädchen (Jokyu); die beiden letzten Klassen sind häufig heimlich Prostituierte. Der Zustrom in diese Berufskategorien erfolgt besonders aus den notleidenden Norddistrikten und hat in den letzten vier Jahren stark zugenommen.

Vor allem aber schlägt die durch Verelendung bedingte ungeheure Landflucht Breschen in das überlieferte Familiensystem. In Massen strömt die jugendliche Landbevölkerung in die Stadt, um ihr Glück zu machen und sich womöglich eine wirtschaftliche Eigenexistenz zu gründen, was mit der wachsenden Industrialisierung in steigendem Maße möglich war. Mehr und mehr muß das durch strenge Überlieferungen geregelte Regiment des Familienhauptes der Kleinfamilie des westlichen Typus weichen. Schon lange haben diese Strömungen, die in der Zunahme der Wahl- und Neigungsehen, der vielen Neugründungen von Kleinfamilien, in den Neuregelungen des Hausvermögens und der Erbfolge, den häufigen Rechts-

² Vgl. diese Zeitschrift 130 (1936) 203—205.

entscheidungen der Gerichtshöfe zu Gunsten des persönlichen Rechts abhängiger Familienmitglieder zu Tage traten, konservative Staatsmänner mit ernster Besorgnis erfüllt. Das Grundgefüge des Staates ist eben aufs engste mit der Familiengliederung verwachsen, und die Staatsethik ist Anwendung des Familiengedankens auf die patriarchalisch-sippenmäßig verbundene Volksfamilie, die in der „Großen Familie“ der Kaiserdynastie ihre Krönung und Einigung findet.

Natürlich hat die neue Entwicklung auch die Stellung der Frau nicht unberührt gelassen. Den zwar relativ kleinen, aber wachsenden Zahlen der selbständig lebenden erwerbstätigen Frauen kommt insofern eine große Bedeutung zu, als gerade hier die altüberkommene Auffassung durchbrochen und der Weg zu weiterer wirtschaftlicher, rechtlicher und gesellschaftlicher Emanzipation beschritten ist. Der nationale Lehrerinnenverein, dem aus der Gesamtzahl von 70 000 Lehrerinnen, deren Berufsausübung nicht an Ehelosigkeit gebunden ist, etwa 20 000 angehören, rührt eifrig die Werbetrommel. Noch stoßen diese Bestrebungen auf den geschlossenen Widerstand der öffentlichen Meinung, daß die Frau ins Haus gehört, ihren Mutterpflichten zu leben, nicht aber tätig ins öffentliche Leben einzugreifen hat. Trotzdem trägt die zur Bewunderung zwingende Entwicklung des weiblichen Erziehungswesens — das „Japan Year Book“ 1935 führt 963 höhere Mädchenschulen mit 361 739 Schülerinnen und 15 089 Lehrkräften auf — viel dazu bei, die Stellung der Frau mehr und mehr der europäischen anzugleichen, so wenig auch diese Wirkung beabsichtigt ist.

Damit sind natürlich weitere Spannungsanstöße gegeben, zumal da die letzten Grundlagen der gesamten weiblichen wie männlichen Erziehung ins Wanken geraten sind. Eifrige, um nicht zu sagen leidenschaftlich blinde Anwälte der nationalen Erneuerung streben nach einer völligen Abkehr von der ihrer Meinung nach nur zersetzend wirkenden westlichen Ideenwelt — mit Feinheiten geistiger Gliederung und Unterscheidung sind sie ja nicht übermäßig vertraut — und nach bewußter Rückkehr zum alten asiatischen Gedankengut, das im Konfuzianismus und Buddhismus und vor allem im einheimischen Shinto geborgen liegt. Im Christentum sehen sie etwas Europäisches oder Amerikanisches, ein saft- und kraftloses Gebilde, das weder den Weltkrieg und die andern europäischen Kriege verhindern noch durch seine Lehre von der Nächstenliebe die Bildung eines Massenproletariats aufhalten konnte, eine Art exotischer Schwärmerei für Bibellesen, Wohltätigkeit, Antialkohol- und Antinikotinbewegung: Im übrigen gilt es wegen vermeintlich übertriebener Förderung von Persönlichkeitsbewußtsein, Demokratie, Freiheit und Gleichheit als ein recht gefährliches Ferment. Die meisten kennen natürlich nur einige Schlagworte aus protestantischen Sonntagsschulen der einen oder andern Sekte, und sie können nicht begreifen, wozu der Missionar nach Japan käme, wenn er nicht seinem Lande Spitzeldienste leisten wollte. Glücklicherweise sind diese Kreise nicht maßgebend, wenn sie auch geschickt die Massentriebe in Wallung zu bringen verstehen, was ihnen um so

leichter wird, als das äußerlich glänzende Schulwesen der japanischen Jugend immer weniger die erhoffte innere Festigung zu geben vermag.

Japanische Erzieherkreise klagen allgemein über zuviel mengenmäßiges und mechanisch-gedächtnismäßiges Eindrillen von Wissensstoff, zu wenig Anleitung zu selbständigem Urteilen, zu wenig eigentliche Verstandesbildung und vor allem zu wenig erzieherische Beeinflussung des Einzelstudenten. Das Witzwort vom „laufenden Band“, von der „Fordisierung“ der akademischen Grade und von den „Aktiengesellschaften“ der großen Privaturuniversitäten hat leider einen berechtigten Wahrheitskern. Auch die Studentenkreise empfinden das, und mancher Schulstreik hat seinen Grund in der zunehmenden Kommerzialisierung der betroffenen Hochschulen. Natürlich liegt aber das Schwergewicht der eigentlichen Schulerziehung in den Volks- und Mittelschulen. „Religionsloser“ Moralunterricht, praktisch konfuzianisiertes Shinto, gilt als Hauptmittel, Gemeinschaftsgeist und nationale Gesinnung zu pflegen und wird in amtlichen Erlassen als „Seele und Mittelpunkt“ der gesamten Erziehung hingestellt. Allerdings stehen noch die starken Bindungen von Familie und Gesellschaft stützend hinter dieser auf die mehr unpersönliche Kultur der patriarchalischen, auf dem Lande verwurzelten Volksgemeinschaft abgestimmten Moral. Solange das dem Orient eigentümliche mystisch-metalogische Lebensgefühl des Familiensystems keine wesentlichen Veränderungen erlitt, hatte die Erziehung ein leichteres Spiel. Die Einzelperson wurde durch die überlieferte Sitte und Zucht der Gemeinschaft beinahe zwangsläufig eingeordnet. Je mehr aber Verstädterung und Industrialisierung voranschreiten, je mehr das individuelle Persönlichkeitsbewußtsein gegenüber dem vorwiegend kommunalen oder familialen Empfinden sich steigert, je mehr der westliche Rationalismus von den Bezirken des Wirtschaftlichen und Technischen in das Bereich des Gesellschaftlichen und selbst in das sakrale Gebiet des Familiengefüges vordringt, desto fraglicher wird die Selbstgenügsamkeit einer alle religiösen Werte ausschaltenden Moral, wie sie in den Schulen vorgeschrieben ist. In höheren Schulen hat jetzt schon dieser Unterrichtszweig trotz des Eifers und Ernstes der Lehrer mehr nominelle als wirkliche Bedeutung.

Dabei gibt es immer noch viele, die der Ansicht sind, daß Japan keine Religion braucht. Sie führen gern den Spruch des alten Hitomaro († 737) an: „Nicht ist Japan ein Land, wo Menschen es not tat zu beten. Selbst ist's ja göttlich. Doch gleichwohl erhebe ich die Stimme zum Beten.“ Daß das Shinto kein fertiges ethisches Lehrgebäude hat, empfinden sie als besonderen Vorzug. Da die Japaner von Natur aus gut und sittlich veranlagt sind und entsprechend handeln, braucht man weder Dogmen noch Systeme noch Kirchen. Besonders ablehnend und selbstbewußt tritt man daher der katholischen Kirche gegenüber, weil sie bestimmter als der Protestantismus konsequente Forderungen erhebt.

Als 1922 das Auswärtige Amt versuchte, offizielle diplomatische Beziehungen mit dem Vatikan aufzunehmen — hauptsächlich zur Regelung der Missionsfrage in den neu erworbenen Südseemandaten — zeigten sich

von mehreren Seiten heftige Widerstände. Merkwürdigerweise nahm der buddhistische Klerus die Rolle des Shinto auf sich und machte sich zum Anwalt nationaler Belange, indem er die wesentliche Unvereinbarkeit der katholischen Ansprüche mit der japanischen Reichsidee ins Feld führte. Die Rechtsgelehrten bestritten — es war noch vor dem Lateranvertrag — die Rechtsfähigkeit des Heiligen Stuhles zum Austausch diplomatischer Vertreter, hielten es aber angesichts der ihrer Theorie nicht gerade holden Wirklichkeit — alle großen Mächte hatten ja bereits Vertreter beim Heiligen Stuhl — für angebracht, ihre Beweisführung durch unsachliche Unterstellungen über das Wesen der Kirche zu stützen, die einen „Staat im Staate“ bilden wolle und als wesensfremdes Gebilde eine Gefahr für japanische Geistigkeit und Kultur bedeute. Dagegen erklärten Gelehrte wie Anesaki, Yoshino, Suehiro die Aufnahme diplomatischer Beziehungen als völlig harmlos, nur erblickten sie in der kirchlichen Wertordnung, die den Vorrang der religiösen Belange fordere, eine latente Gefahr für den japanischen Patriotismus.

Auch heutzutage kennen nur wenige Gebildete die Kirche aus katholischen Quellen und persönlichem Studium. Ihre „Kenntnis“ stammt meist aus liberalen und protestantischen Werken, zumal da in japanischer Sprache noch kein größeres Werk über die katholische Kirche existiert. Daher hat Papst Pius XI. die Herausgabe einer katholischen Enzyklopädie für Japan angeregt und freigebig unterstützt. Sie soll die Kirche der Vergangenheit wie der Gegenwart in ihrem Wollen und Wirken darstellen und ihre Kultur- und Bildungskraft für den Einzelnen und für die Völker aller Zeiten und Zonen aufweisen.

Die Aufnahme der katholischen Kulturwerte wird in einer Zeit, wo die japanische Seele aus wirtschaftlichen, politischen und weltanschaulichen Spannungen nach Erlösung ringt, nicht so vielen Hindernissen begegnen wie in früheren Jahrzehnten, zumal da nun durch päpstliche Entscheidung der Zweifel beseitigt ist, ob gewisse vaterländische Huldigungen, auf die namentlich das neu erwachte Nationalbewußtsein nicht verzichten will, in ihrem heutigen Sinn mit dem katholischen Glauben vereinbar sind³. Da die japanische Regierung die völlige Trennung dieser Feiern vom religiösen Shinto vollzogen hat, dürfen die Katholiken, laut Dekret der römischen Propagandakongregation vom 26. Mai 1936, unbedenklich an ihnen teilnehmen. Diese Entscheidung ist nicht nur eine wichtige Gewissensberuhigung für Missionare und Gläubige, sondern auch ein großer Schritt vorwärts in einer langen Reihe einsichtiger Angleichungen an die völkische Eigenart Japans, eine neue Bejahung seiner völkischen Werte und ein Antrieb zu weiteren innern und äußern Anpassungen, soweit sie dem göttlichen Stiftungscharakter der Kirche nicht zuwiderlaufen.

Das ist nicht etwa bloße Vermutung; gibt doch das in Form einer Instruktion erlassene Schriftstück des Heiligen Stuhles gleichzeitig Richtlinien, nach denen die Bischöfe den Gläubigen gestatten können, anlässlich von Begräbnis-, Hochzeits- und andern Familienfeiern wie die übrigen sich an all den Zeremonien zu beteiligen, die zwar abergläubischen Ur-

³ Vgl. diese Zeitschrift 131 (1936/37) 108 f.

sprungs sein mögen, nun aber angesichts der veränderten Lage von Ort, Zeit und Personen und nach der heutigen öffentlichen Meinung nur noch als Ausdruck der Höflichkeit und des gegenseitigen Wohlwollens gelten. Die universale und übernationale Kirche ist zwar ihrem Wesen nach Völkerkirche, weil sie die eine göttliche Wahrheit, das eine göttliche Gnadenleben für alle Völker und alle Zeiten vermittelt, aber sie ist zugleich in jedem Lande Volkskirche nach ihrer örtlichen Gestalt und nach der bodenständigen Ausprägung des religiösen Lebens.

Umschau

Nordischer Schicksalsglaube

Es ist nicht immer leicht, einem Dichter zu folgen, wenn er aus dem Bereich seiner schöpferischen Gestalten hinübertritt in die für ihn so unwirkliche Welt des reinen Gedankens. Und doch lockt eine solche dichterische Rechenschaft; vielleicht daß sie uns den Schlüssel in die Hand gibt, der alle übrigen Werke aufschließt? Wenn es wahr ist, daß in den Büchern des dänisch schreibenden Isländers Gunnar Gunnarsson „ein pessimistischer Grundton, doch ohne Weltflucht oder Weltverachtung“¹ vorherrscht, dann dürfen wir vielleicht in seiner Rede „Nordischer Schicksalsgedanke“² die geistige Herzmitte seines

¹ „Eine leidenschaftliche Liebe zu Island, ein intensives Ringen mit ethischen und religiösen Problemen, mit einem pessimistischen Grundton, doch ohne Weltflucht oder Weltverachtung, und schließlich ein Interesse für den Eroberermenschen, der zugleich sich selbst und seine Ideale behaupten will, zeichnen Gunnarssons Dichtung aus. Sein Wirken als Dichter zeigt bis jetzt eine steigende Kurve, obwohl er selbst erkennt, daß er niemals seinen Meister, Henrik Pontoppidan, erreichen kann. — In den letzten Jahren ist Gunnarsson für einen neuen Skandinavismus, einen geistigen und politischen Zusammenschluß der nordischen Länder, eingetreten“ (Die dänische Literatur der neuesten Zeit [1871—1933]. Von Helge Kjaergaard. Kopenhagen 1934, Levin & Munksgaard. S. 184).

² Nordischer Schicksalsgedanke. Eine Rede. Von Gunnar Gunnarsson. (19 S.) München 1936, Albert Langen/Georg Müller. Kart. M. — 80

ganzen Schaffens vermuten. Denn in allen Romanen Gunnarssons geht es um Weltanschauung, um religiöse und vor allem ethische Probleme. In seiner stillen, nachdenklichen, etwas verschlossenen und doch entschiedenen Art ist er ein Kind seiner isländischen Heimat, die in fast jedem seiner Sätze mitschwingt. Sein Stil ist ganz geformt von der hohen Kunst der altisländischen Sagas.

So ist Gunnar Gunnarsson wie kaum ein anderer berufen, an Hand der nordischen Quellen den Schicksalsgedanken zu deuten. Der Dichter geht von dem Grundgedanken allen Schicksalsglaubens aus, daß nämlich jedes Geschöpf „dem Gesetze seiner Wirksamkeit“ unterworfen sei. In einem groß angelegten Vergleich zeigt er dann die Überlegenheit des germanisch-nordischen Schicksalsbegriffs vor dem griechisch-römischen. Mag die germanische Mythologie ihren Begriff der Nornen auch von der lateinischen Welt übernommen haben (fatum, moira), sie hat ihn umgebildet, verinnerlicht, überhöht. Zwischen beiden Auffassungen ist ein wesentlicher Unterschied. Man kann ihn in Kürze so ausdrücken: „Fatum ist im Grunde etwas Außerliches — Schicksal etwas Inneres... Fatum ist etwas Gegebenes und daher Begrenztes — Schicksal etwas Unbegrenztes, Fatum ist etwas Unfruchtbares — Schicksal etwas Fruchtbares. Ja, man könnte wohl so weit gehen, zu sagen: Fatum als festes Gesetz ist Endlichkeit und Tod — Schicksal als ein fließendes, schöpferisches Gesetz ist Unendlichkeit und Leben“ (3).

Gunnarsson führt den Beweis für seine These auf Grund von sprachlichen und ideenmäßigen Untersuchungen. Was die mythologische Bildwer-